

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 12.

Posen, den 15. Januar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst
Leipzig-Wien.

Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ja so,“ lachte Justus, „na, der Arm und die Hand sind freilich übel zugerichtet gewesen, der Arm war doppelt gebrochen und der Finger, gerade der krumme Zeigefinger, auch. Der Kerl hat mit seinem Prügel genau das besorgt, was der Arzt schon damals daheim hätte machen sollen. Und nun ist geschehen, was wir seinerzeit versäumt haben. Der Herr hat natürlich den besten Arzt kommen lassen und ihm aufgetragen, er müsse sich mit mir ebensolche Mühe geben, als wäre der Herr selbst sein Patient. Und so ist denn der Arm und der Zeigefinger in einen Gipsverband gekommen, und wie man den wieder abgenommen hat, war der Finger so gerade, wie nur je vor dem ersten Bruch.“

Lex war beinahe froh, daß die Geschichte zu Ende war, er hatte sich in einer Spannung befunden, daß es ihm gewesen war, als müsse etwas in ihm bersten. Jetzt löste sich endlich dieser fast unerträglich schöne Krampf, und Lex konnte wieder atmen. Ach, was waren alle Geschichten der bunten Indianerheftchen gegen dieses selbsterlebte Abenteuer seines Vaters. Welches Glück für einen Häuptling der Schwarzfüße, einen solchen Vater zu haben. Ja — er hatte einen ganz anderen Vater bekommen, als er ihn nach dem Bild der Mutter erwartet hatte, um den brauchte man sich nicht zu fürchten, der bedurfte keines Schutzes, der schützte sich selber.

Aber das war nur um so schöner, man konnte um so stolzer auf ihn sein, und Lex hätte jetzt etwas dafür gegeben, wenn er sich schon früher eine richtige Vorstellung von ihm gemacht hätte; um eines solchen Vaters willen hätte er gut doppelt so viele Ohrfeigen austeilen dürfen.

XI.

Niemand schien so froh über Justus' Rückkehr zu sein — außer Rina und Lex natürlich — wie sein Schwager Knollmeyer.

Er versicherte ihm ein übers andere Mal, wie herzlich er sich freue, daß seine Befürchtungen nicht eingetroffen seien; wahrhaft, er war schon der Meinung gewesen, Justus werde verschollen bleiben. Nun war er ja da, Hauptsache! gesund und frisch, gesunder als früher sogar, haha, der Finger, nicht wahr? Er vollführte in Justus Gegenwart immer einen fröhlichen Spektakel, stampfte geräuschvoll im Zimmer herum, schlug Justus biederemännlich auf die Schultern, schüttelte seine Hände, ja, er war ein ganzer Kerl geworden, der Justus, nicht so ein Waschlappen wie früher, so gefiel er dem Knollmeyer weit besser, das konnte er aufrichtig sagen. Er kam oft dreimal im Tag herübergelaufen, nur um nachzusehen, wie er sagte, ob Justus wirklich da sei und ob er sich nicht getäuscht habe.

Und nun müsse er auch einmal mit ihm ins Gasthaus gehen. Justus hatte wenig Lust dazu, Gasthäuser habe er in der Fremde genug gehabt, aber kein Heim, in dem er mit Weib und Kind hätte beisammen sein können.

Aber Knollmeyer ließ nicht nach, es sei unumgänglich notwendig, sich einmal unter den Leuten zu zeigen, sie warteten alle schon darauf, schließlich dürfe man sich nicht wie ein Hottentotte betragen und habe auch Pflichten gegen die alten Freunde.

Es half Justus nichts, er mußte endlich dem Schwager den Gefallen tun, obzwar er Rina anmerkte, wie unerwünscht ihr das war, daß Justus sich in die Gefahr begab, in der er vorzeiten beinahe untergegangen war.

Als Knollmeyer seinen Schwager vor sich her in die Wirtsstube schob, da wandten sich Justus alle Köpfe zu, und es gab zuerst ein tiefes Schweigen. Dann aber stand der und jener auf und kam auf ihn zu, um ihm die Hand zu schütteln. Der Schmied Wiesinger war der erste, der ihn begrüßte: „Die ganzen Jahre hat mir immer etwas gefehlt,“ sagte er, „jetzt erst, wie ich gehört hab', der Justus ist wieder da, hab' ich herausgefunden, was es war. Der Justus ist's gewesen, der mir gefehlt hat.“

Das hatte wohl ein Scherz sein sollen, denn der Schmied schaute sich dabei um, als erwarte er, daß man nun zu lachen beginnen würde darüber, daß er sich gar so sehr nach Justus gesehnt haben sollte.

Aber es lachte niemand, es war kein Spak, wenn ein Totgeglaubter zur Heimat zurückgefunden hatte, mochte es sich damals mit Justus verhalten haben, wie es wollte, jetzt gefiel er ihnen, wie er unter ihnen stand, ruhig und seiner selbst sicher, kein unreifes Büschlein mehr, sondern ein richtiger Mann, und es gefiel ihnen auch, daß sie gehört hatten, wie ernst und eifrig er sich daheim gleich an die Arbeit gemacht habe.

Justus seinerseits erriet, daß heute so viele Gäste im Wirtshaus waren, weil man den Leuten gesagt hatte, er werde kommen, und er verstand, daß sie ihm damit eine Ehre erweisen wollten. Er ließ das Gedränge an sich heranbranden, schüttelte alle Hände, die sich ihm entgegenstreckten und sah jedem scharf in die Augen, während sich eine steile Falte zwischen seinen Augenbrauen in die Stirne grub. Man merkte, welsch scharfe Arbeit sein Gedächtnis wohl zu leisten hatte, um all die halb vergessenen und verwischten Gesichter wiederzuerkennen. Und darum sprach er auch so wenig, es schien ihm wichtiger, zu hören, was die anderen zu ihm saaten und womit sie ihn an früher Gemeinsames und Miterlebtes zu erinnern hätten. Gerade das gefiel ihnen eben so gut an ihm, daß er keine Redensarten machte und daß auch ihm dieses Wiedersehen eine große und ernste Sache war.

Ja, da zeigte es sich, wie gut es war, wenn einer in der Welt herumkam; wenn der Justus die Jahre über im Dorf geblieben wäre, so wäre er nur als der, der er gewesen war, älter geworden. Nun aber flößte er allen Leuten Vertrauen und Hochachtung ein, er war ja auch nicht als ein Landstreicher zurückgekommen, was er auch draußen getrieben haben mochte, er hatte Gewinn daraus gezogen, ja, es war geradezu eine Ehre für das Dorf, daß sie einen solchen Mann unter sich hatten.

Darum machten sie ihm auch jetzt am oberen Ende des großen Tisches Platz, der Lehrer Hopfenblatt und der Kasimirsche Oberförster rückten auseinander und nahmen den Justus zwischen sich.

Und darum hat wohl auch der Wirt hinter die Bilder über dem Schanktisch frische Fichtenzweige gesteckt. Es waren zwei Lithographien, die zerstörte Dörfer zeigten, aus deren Trümmern Rauch und Flammen stiegen und aus denen das Mündungsfeuer von Geschützen blühte. Weikräftige Infanterie rüdte in dichten Kolonnen gegen die Dörfer vor, während sich über den Köpfen der stürmenden Regimenter die Geschosse von Freund und Feind kreuzten, anzusehen wie brennende Besen, wie sie in der Johannismacht durch die Luft geworfen werden. Im Vordergrund ritt ein General mit breiten roten Hosenstreifen und einem grünen Federbusch vorüber, gefolgt von einem Stab von Offizieren; im Straßengraben aber saßen Verwundete mit blutigen Binden um die Stirne oder das Bein, sie versuchten sich zu erheben und riefen dem General etwas zu, Hoch oder Elfen oder welcher der vielen österreichischen Sprachen sie sich schon bedienen mochten.

Auf dem zweiten Bild war eine fürchterliche Reiterchlacht zu sehen, Franzosen und Piemontesen gegen österreichische Husaren, die war in der Mitte zu einem so wirren Knäuel zusammengeballt, daß man wirklich nicht unterscheiden konnte, wie die Reiter und die Pferde, wie Köpfe und Arme und geschwungene Säbel zusammengehörten.

Unter dem einen Bild stand Magenta, 4. Juni 1859. und unter dem anderen Solferino, 24. Juni 1859.

Man hatte dem Wirt gesagt, er solle die Bilder mit Lorbeer bekränzen, aber woher hätte der gute Ameiseder Lorbeer nehmen sollen, der, den er in der Küche hatte, war getrocknet und nur für die Schweinsköpfe geeignet. Er hatte gemeint, ein Fichtenzweig würde es auch tun, und der Justus würde es schon verstehen, und der Justus verstand es auch wirklich, daß es ihm galt, weil er bei Magenta und Solferino mitgefochten hatte.

Der Wiesinger aber meint, als sie nun von Justus wissen wollten, wie es dabei gewesen sei: „Das Kraut hat er halt doch nicht fett gemacht, sonst hätte der Kaiser nicht die Lombardei hergeben müssen.“

Da sagte plötzlich eine tiefe Grabesstimme, die sich anhörte, als käme sie von einem, der unter dem Tisch saß: „Salt's Maul, du Reidhammel!“ Und das war natürlich niemand anderer als Franz Xaver Donner, der Professor der Buchdruckkunst und höheren Magie, der konnte seine innere Stimme schicken wohin er wollte, in den tiefen Keller oder auf den Dachboden, und obzwar das alle wußten, gab es doch einige, die ganz unwillkürlich unter den Tisch schauten, ob nicht vielleicht doch irgendein Spöcknoel hinuntergekrochen sei.

Gleich darauf aber kreischte ein Papagei vom Schrank hinter dem Schanktisch: „Salt und Brot macht Wangen rot, laßt ihn erzählen den Salzenbrod,“ aber das war selbstverständlich auch kein wirklicher Papagei, sondern wieder nur der Professor Donner, der auch jede Tierstimme nachmachen und aus jeder beliebiger Gegend ertönen lassen konnte.

Da mußten sie alle lachen und der Wiesinger konnte nichts erwidern, sondern mußte seinen Zorn hinunterschlucken, daß sein Feuermahl in helle Glut geriet.

Und nun begann Justus wirklich zu erzählen, wie damals der Krieg ausgebrochen sei und er sich freiwillig gemeldet habe und von den Märschen unter der glühenden italienischen Sonne und wie sie sechsmal das Dorf Magenta gestürmt hatten und wie der Feldherr von Edelsheim mit seinen Reitern alle Linien des französischen Heeres durchbrochen habe. Dann, bei Solferino, sei der Justus halt dem Feind in die Hände gefallen und als Gefangener nach Sizilien gebracht worden, und nach Friedensschluss habe er sich eben noch die Welt anschauen wollen, weil sie da unten gar so schön und leuchtend sei.

Sie nickten alle dazu, denn sie verstanden es gar wohl, daß einer, wenn er einmal draußen war, sich auch ein wenig in der Fremde umsehen wollte, aber darum hätte doch ohne Not keiner die Heimat aufgeben mögen.

„Aber dann,“ sagte Justus, „war es doch so, daß ich nirgends so ganz zufrieden sein konnte. Ich hab' zuerst

nicht gewußt, was es war, und erst später bin ich dahinter gekommen, daß sich mein Weg ganz ohne mein Zutun wieder nach Deutschland gewendet hat. Das ist mir erst aufgegangen, wie ich am Rhein gestanden bin und die deutschen Wälder gesehen hab' und alle Menschen um mich wieder deutsch gesprochen haben.“

„Ach was, wir sind Oesterreicher,“ sagte Wiesinger, „und die Preußen soll der Teufel holen. Mit denen werden wir schon noch zusammenwachsen.“

„Das ist es eben,“ versetzte Justus, „daß der eine sagt: ich bin Oesterreicher und der zweite: ich bin Bayer und der dritte: ich bin ein Preuße. Und da gibt es noch Oldenburger und Bückeburger und Reuß-Greiz-Schleizer und was weiß ich sonst noch alles. Da haben wir in Magenta, wie wir's zum sechstenmal genommen haben, ein paar hundert Mann von der französischen Fremdenlegion gefangen. Und wie sie die Waffen abgelegt haben, sprechen sie alle deutsch, waren lauter Deutsche in französischen Diensten. Sie haben, wie man sie in Algier eingeschifft hat, den Mac Mahon gebeten, daß sie nicht gegen Oesterreich kämpfen müssen, und in Sardinien haben sie's ihm noch einmal vorgestellt, aber es hat nichts geholfen, sie haben auf uns schießen müssen und wir auf sie. Daß das aufhören muß und daß wir alle, wir hier im Böhmerwald und die in Schleswig-Holstein und die in Schlesien, daß wir alle erkennen müssen, daß wir Brüder sind, ja, das ist wohl das wichtigste, was ich in der Welt draußen gelernt hab'.“

Da schwiegen sie aber doch alle etwas bedenklich, denn was der Justus da sagte, war doch ein wenig allzu kühn und neu und gewagt. Und der Wiesinger spürte, daß der Justus jetzt doch unvorsichtig gewesen sei und sagte: „Da hast du ja was Sauberes gelernt in der Welt draußen. Man glaubt beinahe, man hört den Bismarck reden, der uns am Liebsten einstecken möcht'. Aber wir werden ihn schon über die Kloten hauen, daß er die Engel singen hört.“

„Ja,“ sagte der Justus langsam, indem die Falte zwischen seinen Augenbrauen sich wieder vertiefte, „man lernt und sieht halt so mancherlei Merkwürdiges. Da war ich bei einem Bauern in Sizilien, der war eigentlich ein Student, hat das Studium aufgegeben, aber lateinisch hat er noch gekonnt. Und von seiner Studenzeit hat er auch noch das Weintrinken verstanden wie kein zweiter, immer so kleine Flascherln, wie sie der Ameiseder für den Schnaps hat, immer auf einen Zug. Und da liest er so einmal ein lateinisches Buch, ich glaub' Petronius oder Petronius hat's geheißten, und will dazu einen Schluck Wein machen und ist so im Eifer, daß er auch das ganze Flaschel mit hinunterschluckt.“

„Na proffit!“ sagte die buchdruckerische Grabesstimme des Professors Donner, als käme sie unter dem Fußboden hervor.

„Und was hast denn du daraus Merkwürdiges gelernt?“ fragte der Wiesinger.

„Daß man das Maul nicht zu weit aufreißen soll,“ antwortete Justus ruhig.

Da brach wieder ein großes Gelächter aus, und der Wiesinger bekam wieder einen roten Kopf. Ja, da konnte man sehen, der Justus, der verstand's, der war nicht auf den Mund gefallen und ließ sich nicht in die Tasche stecken. So viel hatten alle begriffen, dem Wiesinger war es offenbar nicht recht, daß der Justus, den er vorzeiten klein gehalten und niedergeduckt hatte, jetzt zu Geltung und Ansehen gekommen war und sich nichts gefallen lassen wollte. Es war aber niemand, der es ihm nicht gönnte, daß er so seinen Meister gefunden hatte, außer vielleicht die Helfershelfer des Wiesinger, der Opfertuch und der Kostelecky.

Inzwischen war es spät geworden, und es ging einer nach dem andern heim. Auch der Justus meinte, es sei Zeit für ihn, aber da zog der Wiesinger einen Pack Karten aus der Tasche und legte sie auf den Tisch: „Spielen wir eins,“ sagte er, „wie in alten Zeiten.“

(Fortsetzung folgt.)

Die bösen Buben in der Schule.

Von Rudolf Fuchs.

Des Lebens ernstes Führen, womöglich vom sechsten Lebensjahre angefangen, ist ein Unding. Der Protest gegen den Schulzwang nimmt bis in die höchsten Klassen die Form von Pöffen und Streichen an. Sie sind gegen diejenigen gerichtet, welche die Welt der Erwachsenen repräsentieren, meist gegen die Lehrer. Oder überhaupt gegen einen Bart. Gegen zur Schau getragene Würde. Gegen alles Unkindhafte. Fast nie gegen die Eltern. Nicht etwa aus Angst. Geschwiftern stellt man am seltensten etwas an, weder älteren, noch jüngeren. Das gibt zu denken; es beweist, daß sich der Uebermut der Jugend gegen das artig Kaste wendet.

Es scheint, daß sich der Mittelschüler heute heimischer in der Schule fühle, als etwa vor zwanzig, fünfundsiebzig Jahren. Damals waren selbst die als hervorragend verschrienen Lehranstalten ein Zirkus, in dem sich die Lehrer als Dompteure wilder Rangen produzierten, während die Insassen der Bänke ihre Bändiger mit den raffiniertesten Mitteln zwangen, in die Rolle eines Clowns zu entgleisen.

Es gab gute Jahrgänge, es gab schlechte Jahrgänge, wie beim Wein. An die „schlechten“ hatten die vorgeschobenen Posten der erwachsenen Welt, die Lehrer, jahrelang zurückzudenken.

Die bösen Buben in der Schule begannen französisch zu lernen. Der Lehrer, smart, witzig, launisch — längst deckt ihn die Erde — warf ihnen die Brocken mit Absicht wie das Futter vor die Hunde hin. Ein heißer Tag, die Fenster waren offen, am Hof standen breit die Kastanien. Die Klasse war wie unter einem spirituellen Dampf. Der Professor warf sie und da hinhin spitzige Bemerkungen ein, aber immer gelang es ihm noch, die aufstrebende Heiterkeitswelle der Klasse zu dämpfen. Da fällt das französische Wort „brouhaha“, das heißt „Lärm“, von seinen Lippen. In dem Teilschen einer Sekunde begriff die Klasse, daß „brouhaha“ ein prachtvoll vorzügliches Massenschorschwort ist. Alles schrie und tobte „brouhaha“ und hielt sich den Bauch vor Lachen. Der Professor, halb belustigt über die Wirkung, die er erzielt, halb verzweifelt weil die Klasse nicht mehr zu bändigen war, rannte von Fenster zu Fenster, um es zu schließen. Schon aber war das ganze Haus in Aufruhr. Der Direktor — längst deckt auch ihn der Rasen — stand in der Tür: „Ach bitte, Herr Kollege!“

Die Klasse fand Geschmack am Brüllen. Sie war, wie man von einer richtigen Mannschaft sagt, in Form. Es war nicht zulässig, daß der Professor die Note beim Prüfen direkt in den Hauptkatalog eintrage, um dem Schüler nicht in der Ueber-eilung unrecht zu tun. Das wurde auch im allgemeinen eingehalten. Nur der bald verdrossen launige, bald überwach satirische Professor aus dem vorigen Absatz kam häufig mit dem Hauptkatalog, offenbar nur um die Bestien zu reizen. Seit dem Brouhaha-Erfolg standen zwei Wachposten vor der Tür. Kam nun der Professor mit dem großen Hauptkatalog unter dem Arm, wurde er mit einem unsäglichem Geschrei empfangen. Die Klasse schien Erfolgs zu haben. Die Wache meldete ein nächstes Mal, er komme „ohne“. Siegreich erhoben sich die Schüler zum artigen Gruße. Kaum waren die Formalitäten im Klassenbuch erledigt, zog der Professor von unterhalb seiner Worte den großen Hauptkatalog hervor.

Ein „bedeutendes“ schulpolitisches Ereignis war dieses: Alljährlich pflegte ein französischer Rezitator aus Paris zu kommen und in den Schulen Vorlesungen aus der französischen Dichtkunst zu veranstalten. Man kann nicht gerade sagen, daß diese Rezitationen eine besondere Begeisterung bei den Schülern geweckt hätten. Für die Rezitation des Parisers mußte man sich vorbereiten, um den Text, den er vortrug, vorher zu kennen. Einmal wurde der ganzen Klasse ein großer Schimpf angetan. Wir wurden mit der nächst niedrigeren Klasse zusammengetan, um die französischen Rezitationstexte mit dieser gemeinsam durchzunehmen. Mögen die Klassengegensätze im Leben noch so fürchterlich sein, so unüberbrückbar wie die zwischen der IVa und der IIIb sind sie gewiß nicht. Die Klasse hielt eine Beratung ab und beschloß, zu diesem Unterricht einfach nicht zu erscheinen. Wir versammelten uns, ohne daß ein einziger sich ausgeschloffen hatte, am schönsten Vormittag auf der Sossieninsel, kauften dort einige Büschel gelber Blumen auf, und zogen dann in geschlossener Reihe zur Schule. Im Hof wurde Halt gemacht. Dann wurden die ersten zwei in die tiefere Klasse, wo der Unterricht stattfand, hinaufgeschickt. Ohne Entschuldigung nahmen sie Platz. Wo die anderen seien. Das wußten sie nicht. Da tramen wieder zwei, mit den gleichen Blumen geschmückt. Es war dasselbe Spiel. Der Professor schickte schließlich die wenigen, die schon da waren, hinaus, die ganze Klasse solle auf einmal kommen. Das tat sie denn auch wirklich, indem sie auf einmal zur Tür hereinstürzte. Im Gedächtnis der Beteiligten blieb diese unscheinbare Begebenheit als der erste Anlaß haften, da man mit ihnen verhandeln mußte. Es wurden Erklärungen herüber und hinüber abgegeben und die gelben Blumen verschwand aus den Knopflöchern. Dann kamen die Jahre, da man auch die Abende außer Haus verbringen durfte. Es bildeten sich Freundeskreise. Man las die gleichen Bücher, spielte zusammen Fußball, schwärmte von der gleichen Zukunft, die übrigens bei allen dahinstand und ein Nebelbegriff war. Einige von uns liebten Christian Morgenstern. Wir studierten seine Chöre ein und pro-

duzierten uns dann zu nachtschlafener Zeit auf stillen Plätzen, die wir fünf oder sechs Mann hoch, der Dirigent in der Mitte, unter dem milden Sternenhimmel schallunteser machten. Fenster wurden geöffnet, es wurde uns versprochen, was zu halten infolge der Entfernung doch nur unwahrscheinlich zu erfüllen war, während wir ungeachtet aller Drohungen „Reißt der Sturm? — Reißt der Wurm?“ oder „Das große Kalula“ mit wachsender Begeisterung zelebrierten.

Dann ging es zurück durch die stillen Gassen. Und wenn wir ein Ehepaar reiferen Alters trafen, warfen wir ihm verborgenerweise einen Pfennig vor die Füße, um in heiterer Er-schütterung immer die gleiche Szene zu erleben. Der Mann überhäufte die Frau mit Vorwürfen, daß sie immer Geld verliere, während die Frau sich gegen die Vorwürfe energisch zur Wehr setzte. Aus der Entfernung sahen wir ihnen noch eine Weile zu, wie sie beim Schein eines Fündhölzchens das Pflaster absuchten.

Morgensterns „Galgenlieder“ liegen vor mir. Sie sind „Dem Kinde im Manne“ gewidmet.

Ernst von Wildenbruch zum Gedenken.

Am 15. Januar sind es zwanzig Jahre, seit Ernst von Wildenbruch nicht mehr unter uns weilt — er wäre auch einer von denjenigen gewesen, der ganz und gar nicht in diese Zeit gepaßt hätte. Zu sehr lag ihm das Heldische im Blut. Er hatte die vaterländische Dichtung zu seinem Grundmotiv gemacht, im jungen Kaiserreich hätte er die wertvollste Kraft bedeuten müssen, aber man hatte kein Verständnis für Wildenbruchs freie, stolze Art. Man sah an ihm vorbei, spürte nicht, daß hier der Mann war, den echtes, adeliges Empfinden besetzte und der instand gewesen wäre, die Liebe zu Kaiser und Reich in alle Kreise zu tragen. Sehen wir uns seine Dramen an: da ist nichts Verlogenes, nichts Schmeichelhafes — gerade und ehrlich stehen die Charaktere da. Echte Begeisterung glüht aus allem, was Wildenbruch schuf. Hier war ein Dichter. Unsere empfindlich gewordenen Ohren wehrten sich lange gegen das Pathos und die Rhetorik seiner Verse — gewiß, vieles von diesem Aeußerlichen ist uns heute unerträglich, dennoch aber spricht eine Wildenbruch-Aufführung mit großer Anmittelbarkeit zu uns — wer hätte nicht seine ehrliche Freude zum Beispiel an den „Quixows“, mag er auch politisch ein Gegner Wildenbruchs sein. Sicher ist, daß die Jugend sich gern um Wildenbruchs Fahne schart, denn hier ist einer, der ihr die große, deutsche Vergangenheit in hellem Lichte zeigt. Die Jugend will Helden haben und Helden sehen — Wildenbruch gibt und zeigt sie ihnen.

Sein äußerer Lebensgang unterschied sich wenig von dem seiner Zeit- und Standesgenossen. Er wurde in Syrien, in Beirut, als Sohn des dortigen preussischen Konsuls geboren, kam jedoch schon in seinem zweiten Lebensjahre nach Berlin. Als sein Vater nach Athen berufen wurde, siedelte der fünfjährige Knabe dorthin mit über und begleitete den Vater dann auch nach Konstantinopel. Erst als Zwölfjähriger kehrte er wieder nach Deutschland zurück. Es mag sein, daß die in der Fremde verbrachte Jugend die Ursache der leidenschaftlichen Liebe zu Heimat und Vaterland war, die den Mann Wildenbruch erfüllte.

Er besuchte nun zunächst in Halle, später dann in Berlin das Gymnasium und trat darauf in das Potsdamer Kadettenkorps ein. Im Jahre 1863 wurde er Offizier, nahm aber schon nach zwei Jahren seinen Abschied — der gleiche Gang, den so viele unserer Dichter in früherer Zeit gegangen sind. Den Krieg 1866 machte er als Offizier der Landwehr mit, wie er ebenso auch an dem siebenziger Kriege teilnahm. Inzwischen hatte er sich juristischen Studien gewidmet und legte die vorchriftsmäßigen Examina ab. 1888 wurde er zum Legationsrat ernannt, 1900 zog er sich von seinem Amt zurück. Als Vierundsechziger starb er.

Von ungeheurem Reichtum und erstaunlicher Mannigfaltigkeit sind seine literarischen Schöpfungen. Schon der Student griff zur Feder; aus jener frühen Jugendzeit ist uns ein Satyrspiel erhalten geblieben, das den Titel führt „Die Philologen am Barnaß“ und das in Berlin erschien, als sein Verfasser kaum 23 Jahre alt war. Dann ist die Muse ihm nicht wieder untreu geworden. Seine Dichtungen und Balladen entzünden uns vielfach durch ihren hohen Schwung und ihre Iodernde Begeisterung. Aber auch unter seinen kleinen Erzählungen sind manche, die uns Wildenbruch als Meister der Erzählungskunst zeigen. Eine Geschichte wie „Das edle Blut“, zu der Wildenbruch die Eindrücke wohl im Kadettenkorps gesammelt hat, dürfte zu den unsterblichen Werken der Dichtkunst gehören.

Die Theater seiner Zeit öffneten sich ihm willig, denn wie wenige andere besaß Wildenbruch einen fast unfehlbaren Bühneninstinkt — er wußte passende Wirkungen zu erzielen.

Neben den schon erwähnten „Quixows“ ist das Trauerspiel „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ von besonders starker Bühnenwirkung. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß eine spätere Zeit zu Ernst von Wildenbruch wieder ein innigeres Verhältnis gewinnt als die heutige, sobald er nämlich wirklich zu den Klassikern gehört und seine Werke „bearbeitet“ werden können, d. h. von den Mängeln befreit, die ihnen zum Teil anhaften.

Dann wird unsere Nachwelt aus Wildenbruchs Dichtung im Epigen wie im Dramatischen manchen hohen geistigen Genuß gewinnen, und Ernst von Wildenbruch wird ein Name sein, um den sich vor allem die Jugend in Liebe und Begeisterung schart.

Die Frau ohne Gedächtnis.

Aus Paris wird uns geschrieben:

Vor etwa zwei Wochen war ein französischer Dampfer aus Boulogne im englischen Hafen Folkestone eingetroffen. Als die Hafenspolizei an Bord kam, um die Pässe zu revidieren, fand sie eine elegant gekleidete Dame vor, die keine der an sie gestellten Fragen beantwortete. Zunächst glaubte man, sie sei taub. Der Polizeibeamte machte daher den Versuch, sich mit ihr durch Zeichen zu verständigen. Sie schenkte jedoch auch den Zeichen keine Aufmerksamkeit. Die Unbekannte trug ein Handtäschchen bei sich. Dieses Handtäschchen wurde geöffnet, es kam daraus ein Paß zum Vorschein, der auf den Namen Käthe Gentner aus Kalifornien ausgestellt war.

Aus dem Paß war weiter ersichtlich, daß sich in Begleitung der Frau auch ein Mädchen im Alter von acht Jahren befinden dürfte. Inzwischen suchte man nach dem Töchterchen, ohne es jedoch finden zu können. Weitere Nachforschungen ergaben, daß die Frau überhaupt kein Gepäck bei sich führte. Ihre ganze Habe bestand aus einem Photoapparat und einer großen Parfümflasche.

Die Hafenspolizei verfügte nun, daß die Ausländerin das englische Gebiet nicht betreten dürfe, und so blieb dem Kapitän des Schiffes nichts anderes übrig, als die mysteriöse Frau auf die Rückfahrt nach Boulogne mitzunehmen. In Boulogne ging sie, ohne mit jemandem auch ein Wort gesprochen zu haben, ans Land. Hier wurde sie von der Polizei angehalten. Man brachte sie auf das amerikanische Konsulat. In den nächsten Tagen wurden Depeschen gewechselt, um die Identität der Frau aufzuklären. Noch war die Antwort nicht eingetroffen, als die Unbekannte aus dem Hotel, wo das amerikanische Konsulat sie untergebracht hatte, verschwand.

Einen Tag nach ihrem Verschwinden kam die Antwort aus Kalifornien, die Frau sei die Gattin eines dortigen Großhändlers. Der Mann sei bereits unterwegs aus Kalifornien, um seine Frau, der offenbar etwas zugestoßen sei, abzuholen. Man leitete Nachforschungen nach dem Verbleib der Vermißten ein, die einzige Tage ergebnislos verliefen. Das Zirkulatelegramm der Boulogner Polizei, das eine genaue Personalbeschreibung enthielt, hatte schließlich den gewünschten Erfolg. Unweit von Rouen war eine Frau verhaftet worden, die über die große Landstraße bloß in Fesseln eingekerkert in die Stadt kam und auf der Straße übernachtete. Die Frau, die keine der an sie gerichteten Fragen beantwortete und auch ihren Namen nicht angeben wollte, wurde angehalten. Auf Grund des Telegramms wurde sie als die Frau des kalifornischen Großkaufmanns identifiziert. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß zweifellos ein Fall von Gedächtnisschwund vorliege.

Nun bleibt freilich noch eine andere Frage aufzuklären: das Schicksal des achtjährigen Töchterchens der Frau Gentner. Man dürfte wohl mit der Vermutung nicht fehlgehen, daß das Schicksal des Kindes mit der Tragödie der Mutter zusammenhängt und wahrscheinlich die unmittelbare Ursache ihres Gedächtnisschwundes ist. So weit die polizeilichen Erhebungen gediehen sind, scheint es, daß Frau Gentner ihr Töchterchen in Frankreich verloren hat. Möglicherweise ist das Kind einem Unglück zum Opfer gefallen und auf furchtbare Weise ums Leben gekommen. Dies würde dann erklären, daß die Mutter, die offenbar die Schreckensszene mitangesehen hatte, unter dem Einfluß dieses furchtbaren Erlebnisses ihr Gedächtnis eingebüßt hat.

Die Arme der Venus von Milo.

Der hervorragende Archäologe und Kunsthistoriker Georg Gaetano überrascht die wissenschaftliche Welt mit der Erklärung, es sei ihm gelungen, nach langen mühevollen Nachforschungen alle Einzelheiten der Auffindung des berühmtesten Denkmals der antiken Plastik, der Venus von Milo, zu ermitteln. Aus seinen Forschungen gehe hervor, daß die Statue bei ihrer Auffindung noch beide Arme hatte.

Das berühmte Denkmal der Liebesgöttin steht bekanntlich in einem eigenen Kuppelsaal des Pariser Louvre. Die formvollendete Schönheit dieses Werkes hat so manchen zu eingehenden Studien über dessen seltene künstlerische Harmonie veranlaßt. Lange Zeit wurde eine Debatte zwischen den Kunsthistorikern geführt, ob der Künstler das prachtvolle Denkmal ohne Arme geschaffen habe oder ob diese Arme nur infolge eines Zufalls abgebrochen worden sind. Gaetano hat zunächst diese Frage geklärt. Der Gelehrte verbrachte viele Jahre auf der Insel Melos (Milo), wo das Denkmal vor mehr als hundert Jahren aufgefunden wurde. Es gelang ihm, die Stelle zu finden, wo das Denkmal aus dem Erdschoß gehoben wurde. Er ermittelte auf Grund mühsamer Forschungen im Matrikelamt und im Archiv die Arbeiter, die bei der Ausgrabung des Denkmals tätig waren und suchte deren Nachkommen auf.

Das wichtigste Hilfsmittel bei seinen Untersuchungen war jedoch das offizielle Tagebuch des französischen Dampfers „Chervette“, der seinerzeit das Denkmal aus Griechenland nach Frankreich überführte. Aus diesem Tagebuch geht hervor, daß es der

weite Offizier des Schiffes, Dumond d'Urville, war, der das Denkmal von der Insel Melos mit Hilfe zweier Matrosen auf den Dampfer brachte. „D'Urville“ hat eine Skizze des Denkmals entworfen. Diese Skizze ist im Tagebuch des Schiffes reproduziert. Sie stellt das Denkmal der Liebesgöttin mit beiden Armen dar. Mit dem rechten Arm verhüllt die Venus, wie die Venus von Medici, den Busen, in der rechten Hand hält sie einen Apfel.

Als der Dampfer „Chervette“ bei Milo landete, war das Denkmal bereits aus dem Erdschoß ausgegraben. Ein Bauer namens Kentronas hatte es gefunden, als er einen Graben erweitern wollte. Sein Spaten stieß plötzlich auf einen harten Gegenstand; als er weitergrub, fand er das Denkmal in stehender Stellung und vollkommen unverseht. Der Bauer hatte freilich keine Ahnung vom Wert dieser Statue und war auch nicht weiter überrascht, als er neben dem Denkmal noch zwei Hermesstatuen fand. Der Bauer starb im Jahre 1850. Im Augenblick, als er die Statue ausgrub, hielt sich sein Sohn Demetrios, der damals 18 Jahre alt war, neben ihm auf. Auch Demetrios ist inzwischen gestorben. Mit seinem Sohn konnte jedoch Gaetano sprechen. Dieser erzählte nun, wie es zur Demolierung der beiden Arme der Venusstatue kam.

Die Behörden auf der Insel Milo hatten ursprünglich die Absicht, die Venusstatue nach Konstantinopel zu bringen. Aber die Matrosen des Dampfers „Chervette“, unterstützt von der Mannschaft des kurz vorher gleichfalls angekommenen Dampfers „Estafette“, verhinderten die Verladung der Statue auf den türkischen Dampfer. Zwischen den Matrosen des französischen und des türkischen Schiffes entstand eine Keilerei, die in eine förmliche Seejagd ausartete; während der Balgerei der Matrosen brachen der Statue beide Arme ab und fielen ins Meer.

Schließlich mischte sich auch der französische Konsul in Milo in die Affäre ein, und dem Sekretär der Konstantinopeler französischen Gesandtschaft Marcellus gelang es, die Statue für Frankreich zu sichern. Gaetano bestimmte auch pünktlich auf Grund der Aussagen der Söhne Demetrios und der Aufzeichnungen im Tagebuch des Dampfers „Chervette“ die Stelle, wo die Keilerei zwischen den französischen und den türkischen Matrosen, von denen die ersten die Statue in einem Boot verladen hatten, sich abspielte. Gaetano hat nun drei Taucher verpflichtet, um an dieser Stelle den Meeresgrund — zum Glück ist das Wasser dort nicht sonderlich tief — abzusuchen. Er hofft, daß es gelingen wird, die abgebrochenen Arme der Liebesgöttin zu finden.

Aus aller Welt.

Wie man Delfelder entdeckt. Eine amerikanische Fachzeitschrift veröffentlicht eine Meldung über neuzeitliche Methoden des Auffuchens von Delfeldern. Es wird in einer gewissen Tiefe Dynamit zur Explosion gebracht, und die Schallwellen werden dabei mit besonders konstruierten Apparaten aufgefangen. Nach der Beschaffenheit dieser Wellen, die sehr tief in die Erde gehen, läßt sich feststellen, welche geologischen Lagerungen die Erdschicht hat und ob mit Erfolg nach Del gebohrt werden kann.

Vom Alter der Bäume. Wir treffen oft unter den Laubbäumen fünf- und mehrhundertjährige Eichen. Es ist aber Tatsache, daß die Eiche nur ein durchschnittliches Alter von dreihundert Jahren erreicht. Nach dieser Zeit etwa wird der Baum nämlich schwächer, sein Herz fängt an zu faulen. Dieser Krankheitszustand dauert aber oft noch Hunderte von Jahren an, bis der Baum endlich — völlig ausgehöhlt — dürr zusammenbricht. Die einzelnen Baumarten haben eine gar verschiedene Altersgrenze. Die Kiefer bringt es sogar auf 700 Jahre, Silberannanen auf ca. 425, Lärchen auf 275, Buchen auf 245, Epen auf 210, Birken auf 200, Eichen auf ungefähr 170 und Ulmen meist nur auf durchschnittlich 130 Jahre. Klima, Höhe und Bodenbeschaffenheit üben natürlich auch auf das Altern der Bäume einen großen Einfluß aus.

Ein Dorf, in dem man nicht heiratet. Das Dorf Waterperry in Oxfordshire hat sein Ansehen in ganz England dadurch eingebüßt, daß dort seit vier Jahren auch nicht eine einzige Ehe geschlossen worden ist. Es sind 20 bis 30 junge Männer in heiratsfähigem Alter in dem Dorfe vorhanden, die eine Wahl unter den jungen Mädchen treffen könnten. Es werden auch Tanzgelegenheiten und andere gesellige Zusammenkünfte veranstaltet, aber alles hilft nichts. Der Geistliche des Ortes hat sich bereits erboten, das erste Paar, das heiraten will, umsonst zu verbinden. Doch bis jetzt hat auch das noch nicht gezogen.

Fröhliche Ecke.

Ein Trauerfall. „Wozu eine Woche Urlaub, James?“ — „Häusliche Angelegenheiten, Herr.“ — „Das tut mir aber leid. War es ein naher Anverwandter, James?“ — „Nein, ich möchte heiraten, Herr.“ („Daily News and Westminster Gazette.“)

Im Tempo. Haster, sehr beschäftigt, wird von der Hebamme angerufen: „Herr Haster, Sie sollen gleich nach Hause kommen, een Junge is da!“ — Haster: „Hab keine Zeit, sagen Sie's meinem Frau!“

Komplimente. Red trifft eine, die er kennt. „Küß die Hand, gnä Frau,“ begrüßt er sie, „Sie werden auch jeden Tag jünger.“ — „Keine Komplimente.“ — „No, küß, sagen wir jedes zweiten Tag.“ (Zf. Bl.)